



Eine Entführung.

(Fortsetzung und Schluß.)

Spencer zuckte zusammen, als er den Namen Laserre vernahm. Er erinnerte sich des mit diesem Namen unterzeichneten Briefes, seiner Tabatière und des Portraits auf derselben, so wie des Umstandes, daß Phelim D'Connor durch den Herrn Laserre in sein Haus gebracht worden sei. Einige Secunden reichten für seine Phantasie hin, auf diese wenigen Angaben eine höchst umfassende Intrigue zu bauen. Er schauderte dabei zum zweiten Male und achtete kaum auf die Bemerkung seines Secundanten, James Phillips, dem der Name und die Standesangabe des Unbekannten ebenfalls sehr aufgefallen war. „Ich sagte es Ihnen wohl,“ flüsterte er, „ich sagte es Ihnen wohl, Herr Spencer, daß wir es mit einem Schiffsoffiziere zu thun hätten.“

Während des stummen Spieles Spencers und des Unbekannten wiederholte der Constable, indem er den Chevalier de Laserre anblickte, die Bezeichnungen in einem Signalement: „Ja, es ist richtig: brauner Teint, Adlernase, schwarze Augen, schwarzen Bart, Größe fünf Fuß einen Zoll. . Die französischen Pässe sind außerordentlich genau; man erkennt darnach seinen Mann auf den ersten Blick. . Lügen Sie nur nicht, Herr Chevalier, Sie sind der Herr von Laserre, und Sie sollten bereits seit acht Tagen abgereist sein. Das mag indessen hingehen, dagegen werden Sie schwören, Ihr Benehmen zu ändern und vor allen Dingen jedem Zweikampfe zu entsagen. . Antworten Sie weiter gar nichts, — ich verstehe schon Ihr Achselzucken. . Geben Sie mir Ihr Pistol; ich werde Ihnen den Inhalt meiner Instruktionen mittheilen: „Wenn der genannte Chevalier sich nicht verpflichtet, augenblicklich abzureisen, so wird er mit Gewalt auf ein Schiff gebracht werden, das den Befehl erhalten wird, ihn an der französischen Küste ans Land zu setzen. Zugleich wird ihm verboten, jemals den Boden Großbritanniens wieder zu betreten, und damit dem Herrn Spencer jede mögliche Garantie geboten werde, soll dieser mit seinem Gegner sich einschiffen, und so Augenzeuge der Verweisung desselben sein.“

„Wer konnte einen so thörichten Befehl erteilen?“ rief der Herr von Laserre, sobald der Constable Jemanden sprechen ließ. „Und Sie nennen England ein Land der Freiheit? Parodirt die Polizei so das berühmte Habeas-Corpus-Gesetz?“

„Sie nennen die Instruktionen thöricht, welche mir der ehrenwerthe Oberstleutenant Rewan, der erste Polizeicommissär, gegeben hat! Herr Rewan hat unter seinen Befehlen 19 Oberaufseher, 109 Aufseher, 459 Polizeiagenten, 3507 Constables, im Ganzen 4394 Personen, mit Einschluß der speziellen Themsepolizei, zu der ich zu gehören die Ehre habe. Glauben Sie, Herr, daß man mit den treuen Dienern der öffentlichen Sicherheit sich einen Scherz erlauben kann, wie mit den ehemaligen Nachtwächtern? Ich werde Ihnen beweisen, daß wir nicht bloß das Recht, sondern auch die Macht auf unserer Seite haben. Wollen Sie sich widersetzen?“

„Nein, Herr Constable; ich protestire, und damit ist meiner Ehre Genüge geschehen.“

„D, protestiren können Sie, so viel Sie wollen. Das ist etwas anderes. Sie werden sich also ganz ruhig auf das Schiff begleiten lassen?“

„Ohne Zweifel.“

„So folgen Sie uns, Herr Spencer.“

„Aber. .“ sagte dieser.

„Kein aber, Herr! Da Ihr Gegner uns folgt, so werden Sie uns auch folgen, und ich sehe überdies nicht ein, warum Sie nicht in den Vorschlag eingehen wollen, den ich Ihnen machen will. Es liegt da auf der Themse nur ein Newcastle Kohlenschiff, auf dem wir Sie transportiren könnten; man hat uns aber gesagt, Sie selbst hätten zwei Meilen weiter hin, zwischen Gravesend und Greenwich, eines Ihrer schönsten Schiffe, „die schöne Karoline,“ liegen, dessen Capitain Ihr Secundant da, Herr James Phillips, ist. Warum wollten wir die Fahrt nicht auf „der schönen Karoline“ machen?“

„Recht gern,“ antwortete James Phillips, der weit weniger verlegen war, als der Alderman, vielmehr sich zu freuen schien, wieder auf seine Brigg zu kommen.

Der Ruderer, welcher die Duellanten hergebracht hatte, wurde entlassen, nachdem ihm Spencer einen mit Bleistift geschriebenen Brief übergeben und ihm aufgetragen hatte, denselben der Mrs. Spencer zu überbringen, damit diese über seine Abwesenheit sich nicht ängstige. Der Constable ließ seine Gefangenen in seine Schaluppe treten und ersuchte James Phillips, dieselbe nach der „schönen Karoline“ zu steuern.

6.

Das Glück der Ehe.

Mitten auf dieser so unerwarteten Fahrt wußte Herr Spencer noch immer nicht recht, ob er die plötzliche Ausweisung seines Gegners der doch zweifelhaften Genugthuung durch den Zweikampf vorziehen solle. Obwohl er sich nicht zu erklären vermochte, welche geheime Vorsehung zwei Mal an einem Tage so über sein und des Herrn Lasserre Leben gewacht, so konnte er sich doch auch nicht verheimlichen, daß sie auf dieser improvisirten Reise ihn offenbar mit augenscheinlicher Unparteilichkeit behandelte. Er wagte es nicht, Herrn Lasserre zu beschuldigen, daß er der Polizei Anzeige gemacht, und kam endlich zu der Annahme, daß wohl seine Frau, die, wer weiß wie, vielleicht durch Phelim, jenen Hauspion, von Allem unterrichtet worden, auf diese geheimnißvolle Weise eingeschritten sei. Sie war also doch nicht schuldig, — gleichwohl, du eifersüchtige Angst, wie gefährlich sind Deine Nadelstiche!

Ja, die Eifersucht kann selbst einen ehrlichen Bürger und Alderman von London so barbarisch und grausam machen, wie Nero und Herostates; Herr Spencer fühlte, daß er keine Reue empfinden würde, wenn er den Lasserre erschossen hätte; es gab sogar Augenblicke, in welchen er meinte, eine Kugel, ein Degenstich wären gar nicht genug; er hätte dann das größte Pulvermagazin mit Vergnügen aufstiegen hören, wenn er gewußt, daß Lasserre sich darin befinde.

Während Spencer sich mit diesen fürchterlichen Gedanken der Eifersucht beschäftigte, und unterdeß beim schönsten Mondenscheine auf der spiegelglatten Themse hinabfuhr — welcher Contrast mit dem Sturme, der in dem Herzen des Alderman tobte! — erblickte er „die schöne Caroline,“ die unbeweglich vor Anker lag. Ein Dichter hätte die zierliche Brigg mit einer der Nymphen Virgils vergleichen können, die in ein Schiff verwandelt worden, aber auch unter dieser Form etwas von der weiblichen Anmuth behalten hatte. Seit Virgil verwandelt dagegen die Seeliteratur lieber die Schiffe in lebendige Wesen, wie, seit die Rösse Neptuns verschwunden sind, Byron im Gildie Harold Wogen mit Rossen mit wehenden Mähnen vergleicht. Der Capitain Phillips empfand bei dem Anblicke seiner geliebten Brigg, deren Flagge leicht im Winde flatterte, ein gewisses stolzes Selbstgefühl, und er wendete sich an den seinem Ruder so verhassten Mann, dessen Stand er sofort errathen hatte, mit der Frage: „Nun, wie finden Sie das Schiff?“

„D,“ antwortete der Gefragte, „die Brigg ist ganz nach meinem Geschmacke.“

„Die angestrichenen Bretter und Blanken sind die Hauptsache nicht; ich kenne keinen besseren Segler, das versichere ich. Wir haben in den Gewässern von Cuba oftmals den berühmtesten Corsaren Delaigle geneckt, den ich auf Kanonenschußweite herankommen ließ, um dann plötzlich zu verschwinden, nachdem ich ihm eine tüchtige Ladung geschickt. D, wir haben prächtige Doggen am Bord, die nie bellen, ohne zu beißen. Es ist mir gar nicht unlieb, daß Herr Spencer eine kleine Fahrt auf der

„schönen Caroline“ macht, denn er weiß seine Brigg noch gar nicht recht zu schätzen. Wenn nur meine Jungens alle an Bord sind!“

„D,“ fiel der Constabler ein, „darüber können Sie unbesorgt sein; ich habe unter meinen Leuten einige ehemalige Matrosen und ich selbst bin Bootsmann gewesen.“

„Wirklich, Constable? Das freut mich,“ antwortete James Phillips. „Wir haben Grog an Bord, der in Ihnen die Liebe zu Ihrem früheren Geschäft wieder wachen soll.“

„Es lebe der gute Grog!“ rief der Constable.

Der Anblick der „schönen Caroline“ schien die ganze Mannschaft in der Schaluppe begeistert zu haben, denn der Constable und seine Leute sprangen außerordentlich schnell an Bord. James Phillips machte da vergnügt die Honneurs, natürlich nachdem er vor allen Dingen Herrn Spencer in seine eigene Kajüte geführt hatte.

Der Anker wurde gelichtet und man segelte ab.

„Ich habe Ihren Grog nicht vergessen,“ sagte der Constable zu dem Capitain, nachdem sie über Gravesend hinausgekommen waren.

„Ich werde sogleich dafür sorgen.“

Er befahl wirklich, Grog zu bringen; man trank auf dem Berdeck im Mondenscheine, und die Zeit verging schnell.

Spencer hatte Müdigkeit vorgeschützt, um allein in der Kajüte zu bleiben und über seine Lage als Ehemann und unfreiwilliger Reisender nachzudenken, denn er schloß kein Auge. Mitten in seinen Gedanken drang bisweilen Gläserklingen zu ihm und dann errieth er am lustigen Gesange, daß sein Capitain den Constable in gute Laune versetzt habe. Mit einem Male folgte aber diesen fröhlichen Tönen ein minder friedliches Geräusch. Der James Phillips, dachte er, hätte wohl auch etwas minder gastlich sein können. Der Grog ist dem Constable wahrscheinlich zu Kopfe gestiegen. Das Geräusch hörte indeß bald auf und es trat vollkommene Stille ein. Eine Stunde später kam es dem Herrn Spencer vor, als müsse das Schiff aus der Themse hinaus sein; es stellten sich die ersten Anfälle von Seekrankheit ein. Glücklicherweise war das Wetter so schön, daß das Uebel nur leicht blieb; dennoch wollte er auf das Berdeck gehen, um sich in der freien Luft ganz zu erholen.

Der Mond schien noch, und Spencer bemerkte gleich nach dem ersten Schritte auf dem Berdecke, daß das Schiff pfeilschnell mitten im Meere dahin glitt; nur wunderte er sich, daß nicht sein Capitain, sondern der Herr Lasserre commandirte, und daß der Constable den gewöhnlichen Steuermann der „schönen Caroline“ am Ruder ersetzt hatte. Auch die sämmtliche Polizeimannschaft hatte sich in Matrosen verwandelt.

Während er sich selbst die Frage vorlegte, was wohl aus dem Capitain James Phillips geworden sein möge, trat der Herr Lasserre zu ihm und sagte:

„Herr Spencer, es thut mir ungemein leid, daß Sie meinetwegen so viele Unannehmlichkeiten haben.“

„Mein Herr, was bedeutet . . .?“

„Erlauben Sie mir, Herr Spencer; ich will keinen langen Eingang vorausschicken, und wiederhole, daß es mir leid thut, Sie meinetwegen in Unannehmlichkeiten versetzt zu sehen. Niemand achtet und ehrt die Tugend der Mrs. Spencer so sehr als ich. Es würde mir nicht in den Sinn gekommen sein, in Ihre Gemahlin mich zu verlieben, wenn Sie mich nicht selbst auf die Idee gebracht hätten. Ich war in einen andern nicht minder gut bewahrten und bewachten Gegenstand verliebt, nach dessen Besitz ich seit wenigstens zwei Jahren vergebens getrachtet, und den ich bis in die indischen Gewässer verfolgt habe, — „die schöne Caroline,“ Ihre Brigg, Herr Spencer.“

„Was? und wer sind Sie?“

„Ich bin Delaigle, der Corsar, Herr Spencer, der Ihnen als solcher noch keine schlaflose Nacht verursachen konnte; alle Ihre Schiffe sind gute Segler und alle Ihre Capitaine, namentlich James Phillips, sind tapfere und geschickte Seeleute. Ich gestehe Ihnen, daß ich, der prosaischste Mensch, den es geben kann, aus Verdruß die romanhafteste Unvorsichtigkeit begangen habe. Da ich Sie auf dem Meere nicht erreichen konnte, so schwur ich, Sie auf dem Lande zu treffen. Ich mußte die Hoffnung aufgeben, eines Ihrer Schiffe wegzunehmen, und sah mich also genöthiget, einen tollen Streich zu unternehmen und Sie selbst zu entführen. Dies ist mir besser gelungen als ich wünschen konnte, da ich Sie auf Ihrer besten Brigg entführe. Aber, Herr Spencer, es hat mich viel Mühe gekostet und ich war mehrmals nahe daran, die Geduld zu verlieren. Man hatte mir gesagt, Sie wären ein Mann von Welt, der das Vergnügen und angenehme Gesellschaften liebt. Ich komme an und finde Sie durch die Heirath zu einem sehr regelmäßigen häuslichen Leben bekehrt; zwei Monate lang beobachtete ich alle Ihre Schritte und ließ sie beobachten, Sie wichen aber auch nicht einen Tag von dem regelmäßigen Pfade Ihrer gewöhnlichen Lebensweise ab; einen Tag wie den andern gingen Sie aus Ihrem Hause an die Börse, von der Börse in den Club und aus dem Club nach Hause. Es kam nicht ein Ausflug aus London, nach Richmond etwa, nach Hampstead oder nach Greenwich vor. Ich sing bereits an, bei dem einförmigen Hin- und Herwandern auf den Trottoirs Ihrer volkreichen Stadt mich wieder nach meinen Seefahrten zu sehnen, als Sie mich selbst auf die kleine List brachten, die Sie hierher geführt hat.“

„Und was wollen Sie nun?“ fragte Herr Spencer, der von dem eifersüchtigen Kerger zu einem ganz andern überging.

„Herr Spencer, ich hoffe, wir werden uns vereinigen, so daß ich bald im Stande sein werde, Sie und den Capitain Phillips freizulassen, der leider so higlopfig ist, daß ich ihn unten im Kiekräume in Fesseln legen lassen mußte. Wir wollen uns als Freunde trennen, geräuschlos, ohne Gefahr für die eine oder die andere Partei. Sie überlassen mir „die schöne Caroline“ und ich überlasse Ihnen Mrs. Spencer. Verzeihen Sie mir den Scherz, Herr Spencer, es wird der letzte sein; ich habe Monate darauf gewartet, um in den Besitz dieser meiner Geliebten da zu kommen. Dabei habe ich in Ihrer Stadt Lon-

don, wo alles übermäßig theuer ist, entsetzlich viel Geld ausgegeben, und Sie werden deshalb die Gefälligkeit haben, einige Wechsel zu unterschreiben. Ich hatte mir vorgenommen, Sie unter 100,000 Pfd. St. nicht loszulassen, da ich aber „die schöne Caroline“ habe, will ich mich mit 50,000 begnügen. Das ist eine Kleinigkeit für Sie. Sogleich werden wir beilegen und auf dem kleinen Fahrzeuge, das uns gefolgt ist, ohne daß Sie darauf geachtet haben, auf dem der Herr Constable, mein Bootsmann, Sie nach Frankreich gebracht haben würde, wenn Sie mir „die schöne Caroline“ nicht zur Verfügung gestellt hätten, werde ich noch diesen Vormittag nach London zurückkehren. Sind die Wechsel bezahlt, so finde ich mich wieder hier ein, um Sie zu erlösen. Sind Sie damit zufrieden? Weigern Sie sich, so werden Sie die Reise nach Westindien mit uns machen müssen und ich glaube nicht nöthig zu haben, Sie besonders darauf hinzuweisen, daß das Meer nicht immer so sanft und ruhig ist wie in diesem Augenblicke, selbst auf der „schönen Caroline“. Auch könnte in Ihrer Abwesenheit ein anderer Caserre, der kühner wäre als ich es war, die Frau des Aldermans wirklich entführen. Ich rathe Ihnen deshalb, unterzeichnen Sie, Herr Spencer; wenn ich auch wiederhole, daß es Ihnen vollkommen frei steht, mich nach Westindien zu begleiten.“

Herr Spencer befand sich in einer höchst unangenehmen Lage. Was hätten Sie, die Sie vielleicht über den würdigen Alderman lachen, an seiner Stelle gethan? Er dachte lange nach, berechnete alle Chancen und schwankte hin und her, verzagte bei seiner Berechnung auch die Lächerlichkeit nicht, der er sich aussetzte, endlich gab er aber doch nach, und nach drei Tagen kam der Seeräuber, wie er versprochen hatte, zurück, um alle seine Gefangenen frei zu geben.

Als der Alderman in seine Wohnung zurückkam, empfing ihn seine Frau mit Lächeln auf der Lippe und mit Thränen in den Augen, mit aller Freude einer treuen Frau. Er seiner Seite machte sich seinen thörichten Verdacht zum Vorwurfe und gestand seiner Frau endlich Alles.

„Wirklich, Spencer,“ sagte sie, „Du wolltest eifersüchtig sein?“

„Ja, liebe Frau, ich gestehe es, ich war nahe daran, es zu werden . . .“

„Hattest Du in meinem Verhalten etwas gefunden, das Veranlassung . . .“

„Gesteh Du auch, liebe Frau, daß Du seit etwa drei Wochen seltsame Launen hattest, bald lachtest, bald schmolltest. Ich habe Dich ohne Grund lachen und ohne Grund weinen sehen. In Deinen Augen lag etwas, das bald wie Schmachten, bald wie Langeweile, bald wieder wie etwas Anderes, ich weiß selbst nicht was, ausah, und dann wie empfindlich warst Du gegen jedes Wort, das ich sagte . . .“

„Das ist alles wahr, lieber Mann; ich gestehe meine Launenhaftigkeit ein. Ich glaubte krank zu sein und habe an dem Tage, an welchem Du verschwunden warst, sogar den Arzt rufen lassen. Wärest Du Abends zurückgekommen, so würde ich Dir gesagt haben . . .“

„Nun?“

„Erräthst Du es nicht? Der Arzt sagte, er habe die feste Ueberzeugung, daß ich „in dem interessanten Zustand sei, den jede Frau wünscht, welche ihren Mann liebt.“

Der Alderman umarmte seine Frau mit verdoppelter ehelicher Zärtlichkeit und acht Monate später, als ihm ein Erbe geboren, war er der glücklichste Mensch.

Die Entführung der „schönen Caroline“ machte zu ihrer Zeit großes Aufsehen. Der Corsar, der gegenwärtig in Veraeruz sich befindet, lebt da auf sehr anständige Weise und hat Phelem D'Connor, dem er freundlich andeutete, daß seine Stelle bei dem Alderman nicht wohl mehr haltbar sein dürfte, in seinen Dienst genommen.

Notizen.

Den größten Eierhändler dürfte Liverpool besitzen, denn dort lebt ein Mann, der nur mit Eiern handelt und in diesem Geschäfte jährlich ein Capital von nahe an 150,000 Pfr. umsetzt.

In den Brasilianischen Journalen findet man alle Tage Anzeigen wie folgende:

„Gelegenheit, eine Kammerfrau für acht Groschen zu erhalten! Es soll eine Negerin mit einem achtjährigen Kinde und einigen andern werthvollen Gegenständen ausgespielt werden. Loose sind zu haben bei . . .“

„Zu verkaufen ist ein kleiner Mulatte, 2 Jahre alt, recht hübsch, der sich vorzüglich zu einem Festgeschenke eignen dürfte.“

„Zu verkaufen ist eine Amme, ein Mulattenmädchen von 20 Jahren, deren Kind 4 Monate alt ist.“

„Zu verkaufen ist eine stillende Mulattin mit einem Jungen von acht Monaten. Sie wird mit oder ohne Kind abgegeben, ist in allen häuslichen Arbeiten erfahren und hat keinen Fehler an sich.“ &c.

In der letzten Zeit war, wie wir bereits einmal berichtet haben, in Paris das Ballspiel wieder einmal in der vornehmen Welt sehr modisch; jetzt wird es aber durch das — Boxen verdrängt, das man den Engländern abgesehen und eingeführt hat. Die Pariser Stuger sehen die Gewandtheit im Boxen für ein nothwendiges Zubehör der fashionablen Ausbildung an. Man hat deshalb auch einen berühmten Boxer und Wormeister, den Prof. Coote, bewogen, sich nach Paris überzusiedeln, wo er bereits zahlreiche Schüler gefunden hat, namentlich unter denjenigen reichen jungen Herren, die sich überhaupt für das „Sport“, für die Wettrennen &c., interessieren.

Die Reisenden haben die Mädchen und Frauen der Indianer in America stets als sehr häßlich geschildert; dies gilt aber,

wenigstens wie Marryat von den Frauen der Schoschonen oder Schlangen-Indianern erzählt, nicht von allen Stämmen. „Die Frauen der Schoschonen haben größere Ähnlichkeit mit den arabischen Frauen als irgend ein anderer Volksstamm. Sie halten sehr auf Reinlichkeit, so wohl an ihrem Körper als in ihren Wohnungen, und da sie Sklaven haben, so werden sie durch Arbeit nicht niedergedrückt. Ihren Männern sind sie unerschütterlich treu. Sie reiten so kühn und gewandt wie die Männer und sind sehr geschickt im Gebrauche von Bogen und Pfeil. Ich sah einmal ein schönes Schoschon-Mädchen, die Tochter eines Häuptlings, in gestrecktem Galopp mit Bogen und Pfeil binnen zwei Minuten neun Stück wilde Truthühner aus einem Volke erlegen, das sie jagte.

Ihre Kleidung ist züchtig und geschmackvoll und besteht aus einem weiten Hemd mit engen Ärmeln aus weicher gutverarbeiteter Pirschhaut, die fast immer blau oder roth gefärbt ist; über diesem Hemd wird eine Art Toga getragen, die bis einige Zoll über die Knie reicht und entweder aus Flanell, aus Seide oder Wollenstoffe besteht. Ferner tragen sie eine Art Samaschen von demselben Stoffe wie das Hemd, während sie ihre hübschen kleinen Füße in schön gearbeitete Mocassins einschließen. Auch haben sie eine Art Schärpe, und das weiche lange rabenschwarze Haar lassen sie in üppiger Fülle über die Schultern wallen; meist wird es mit Blumen, bisweilen aber auch mit Juwelen von großem Werthe geschmückt, die sie gefunden haben; um die Knöchel sind Fußbänder, um die Arme Armbänder gelegt, und wenn man diese jungen anmuthigen Geschöpfe mit den bligenden Augen und den gerötheten Wangen sieht, muß man unwillkürlich an eine Nymphe Dianas denken.

Einige dieser Mädchen der Schlangenindianer dürfen sich ihrer Gottheit widmen und, wie Vestalinnen des Heidenthums oder wie Nonnen unter den Katholiken, das Gelübde der Keuschheit ablegen. Sie werden aber deshalb nicht eingesperrt. Sie kleiden sich bloß als Männer, hüllen sich vom Kopf bis zu den Füßen in Leder und malen eine Sonne auf ihre Brust. Sie leben allein und werden gefürchtet, nicht geliebt. — Die Feierlichkeit bei Heirathen haben wir schon früher erzählt. Stirbt ein Mann, so trauert seine Wittwe zwei bis vier Jahre lang. Dasselbe thut der Mann, dessen Frau stirbt, nur heirathet er oft nach zwei Jahren die Schwester seiner verstorbenen Frau, wenn eine solche lebt; denn die Indianer meinen, eine Frau werde für die Kinder ihrer Schwester besser sorgen als eine andere. Unter den vermögendern Klassen der Indianer werden die Kinder oft sehr frühzeitig, bisweilen wenn sie kaum einige Monate alt sind, mit einander verlobt und diese Verlobungen gelten für so heilig, daß sie nie gebrochen werden.